

Emmanuel Carrère stellt sich Jesus, Paulus und Lukas vor

Leben und Sterben wie Gott in Frankreich

Mit seinem Roman „Das Reich Gottes“ ist Emmanuel Carrère in Frankreich ein Bestseller gelungen, der auch bei uns einigen Erfolg hat. Doch er nimmt die Texte des Neuen Testaments nicht ernst genug und traut ihrer Verheißung nicht. An der eigentlichen Provokation der Bibel geht er darum vorbei. **VON THOMAS SÖDING**

Ernest Renan (1823-1892) war ein französischer Erfolgsautor, der es zwischenzeitlich verfermt, bis in die Académie française gebracht hat. Auch die Preußische und die Bayerische Akademie der Wissenschaften rechneten es sich zur Ehre an, ihn als Mitglied zu zählen. Berühmt hat ihn sein Werk über das Leben Jesu gemacht. 1863 zuerst erschienen, wird das Buch bis heute neu aufgelegt. Die Deutsche Nationalbibliothek führt es unter „Erzählende Literatur“. In diese Rubrik gehört es; es ist ein Roman.

Renan setzt seine großen Kenntnisse der antiken Kulturgeschichte ein (wie sie im 19. Jahrhundert *en vogue* waren), um ein Jesusbild zu zeichnen, das den Gebildeten unter den Kennern der Religion attraktiv erscheinen sollte. Jesus ist danach ein Naturkind aus Galiläa, unverblümt, unverbildet, unverbraucht, ein Mann des freien Wortes, der klugen Weisheit und der humanen Moral, aber eines gewiss nicht: Messias, Gottessohn, Erlöser.

Nach diesem Jesus lechzte die bürgerliche Moderne: Sie suchte einen Menschensohn, der ihr die Romantik eines orientalischen Galiläa nahebrachte, ohne ihr allzu viel abzuverlangen, schon gar keinen Glauben. *Albert Schweitzer* hat in seiner fulminanten „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“ (1913) den Nerv getroffen: „Die Welt war ergriffen und glaubte Jesus zu schauen, weil sie mit Renan blauen Himmel, wogendes Saatenmeer, ferne Berge und leuchtende Lilien um den See Genesareth sah und mit ihm im rauschenden Schilf die ewi-

ge Melodie der Bergpredigt vernahm“ (181). Schweitzer selbst macht aus seinem Urteil kein Hehl: Das Buch sei von jemandem geschrieben worden, dem das „Neue Testament zuletzt doch etwas Fremdes war“. Er habe die Welt Jesu „mit Sentimentalität parfümieren“ müssen, „um sich darin wohl zu befinden“ (192). Die Tatsache, dass „*Vie de Jésus*“ auf dem römischen Index der verbotenen Bücher gelandet ist, macht das Buch auch nicht besser. Es verdankt sich einem Fortschrittsglauben, der den jüdischen Monotheismus als Blockade auf dem Weg der Geistesfreiheit hinstellt und Jesus als Helden aufs Podest stellt, der die Barrikade des Gesetzes gestürmt habe – allerdings auf die sanfte Tour.

Renan hat seine Anhänger bis heute. Einer von ihnen ist *Emmanuel Carrère*. Er gehört zu den bekanntesten Schriftstellern Frankreichs. 1957 in Paris geboren, hat er nach vielen Romanen, Drehbüchern und Kritiken nun ein Werk über „Das Reich Gottes“ verfasst (Berlin 2016). Es ist ein neuer Renan. Carrère bekennt sich zu seinem Vorläufer. Er weiß um die Kritik an ihm, der im bequemen Lehnstuhl einen „echten“ Jesus ersonnen habe, das Gegenteil der Evangelien, plausibel jedoch für jeden Agnostiker. Carrère will den Reiz spüren, den das „Reich Gottes“ auf all diejenigen auszuüben vermag, die schon alles ausprobiert haben und nach Möglichkeit alles gelten lassen wollen. Deshalb führt Carrère Renan zweifach weiter – und kommt am Ende doch nicht über ihn hinaus. Zum einen er-

zählt er die Geschichte des Autors, zum anderen schreibt er kein Leben Jesu, sondern porträtiert zwei seiner Nachfolger: Paulus und Lukas. Beides führt vom 19. ins 21. Jahrhundert. Beides könnte zeigen, wie historisch der Historismus geworden ist – der das „Reich Gottes“ aber dann doch wieder einholt.

Agnostisches Bekenntnis

Das Buch ist nicht ohne autobiographische Züge, aber es ist keine Bekenntnisliteratur augustinischen Formats, die ins Herz des Autors sehen ließe. Es porträtiert das Ich eines französischen Intellektuellen und seine Neugier auf sich selbst, wie sie durch die Begegnung mit der Religion der eigenen Kultur stimuliert wird. Carrère erzählt die Geschichte eines religiösen Analphabeten, der eine Erweckung erlebt und sie, in einer Schaffenskrise, genutzt hat, um Kommentare zu den Evangelien zu verfassen: exaltierte Meditationen, die sich dem Buchstaben der biblischen Texte hingeben, um einen Geist einzusatmen, der den Autor selbst lebendig werden lassen soll. Diese Begeisterung ist verebbt. Jetzt herrscht religiöses *Laissez-faire*. Aber es gibt eine tiefe Freundschaft mit Hervé, einem anderen Patensohn seiner Patentante Jacqueline, die auf eine so kultivierte Weise bigott ist, dass sie das widerwillige Patenkind tief beeindruckt. Vor allem hat sie ihm einst eine „Bible de Jérusalem“ geschenkt – die er laufend beim Schreiben seines Buches konsultiert.

Im Raum der Freundschaft mit Hervé bleibt die Erinnerung an den vergange-



Thomas Söding

(geb. 1956), Professor für Neutestamentliche Exegese an der Theologischen Fakultät der Universität Bochum, ist Berater der Glaubenskommission der DBK, Vorsitzender des Deutschen Ökumenischen Studienausschusses, Mitglied der lutherisch/römisch-katholischen Kommission für die Einheit und ständiger Gast der Kammer für Theologie der Evangelischen Kirche in Deutschland.

nen Glauben gegenwärtig. Der Autor sieht sich als Detektiv, als „Ermittler“ (119). Er will vor allem sich selbst kennenlernen: den Gläubigen, der er einmal war. Zum Schluss weiß er nicht, ob er sich selbst und „den Herrn“, an den der junge Mann einst geglaubt hat, verrät oder beiden doch treu geblieben ist (507). Diese Offenheit ist die größte Stärke des Buches – und seine größte Schwäche. Man mag es nicht ohne leise Rührung lesen, wie ein guter Vorsatz, fromm und tugendhaft zu leben, sich verselbständigt und wie die Erinnerung an eine kirchliche Hochzeit in Kairo mit einer Lesung aus dem Johannesevangelium doch nicht ein Leben lang hat tragen können. Aber es ist doch peinlich, mit wie wenig Theologie ein französischer Literat auszukommen versucht, um sich selbst, seinen Glauben und die Bibel kennenzulernen. Wer ist der „Herr“ seiner Patentante und ihres Patensohnes? Ist er wirklich der „Herr“ oder nicht vielmehr das Produkt einer frommen Seele? Das Scheitern der Konversion ist vorprogrammiert – vor allem aber das literarische Scheitern an diesem Scheitern.

Kreative Erinnerung

In seiner Recherche über Paulus und Lukas, die den Hauptteil des Romans ausmacht, setzt Carrère seine ganze Imaginationskraft als Schriftsteller ein, um bei dem zu landen, was ihm plausibel erscheint. Er kennt sich ganz gut in der Forschungslandschaft aus, besonders dort, wo Französisch gesprochen wird. Vor allem orientiert er sich an *Paul Veyne* und seine von *Michel Foucault* beeinflussten Studien zur römischen Geschichte. Aber hermeneutisch hält sich Carrère an Renan. Er weckt ihn jedoch nicht von den Toten auf, sondern exhumiert seine Leiche. So landet er bei einem Jesus, der allen wohl und niemand weh ist: bei einem Märtyrer der besten Absichten, der einen tragischen Tod gestorben ist, aber von denen verklärt wurde, die mit dem Kreuz nicht zurechtgekommen sind.

Zwar weiß Carrère, dass der Weg zu Jesus über die Erinnerung an ihn führt. Deshalb befasst er sich mit Paulus und Lukas. Damit entspricht er im Ansatz einer Jesusforschung, die sich nicht mehr auf die Pirsch nach *ipsissima verba* begibt, sondern ihre Aufgabe darin sieht, historisch und kritisch zu erklären, wie Jesus einen solchen Eindruck hat machen können, dass die Evangelien, die Urgemeinde und das gesamte Neue Testament entstanden sind. Paulus und Lukas haben dem neutestamentlichen Kanon ihren Stempel aufgedrückt: der eine mit den Briefen, die ihm zugerechnet oder zugeschrieben werden, der andere mit einem Evangelium und der (unglücklicherweise so genannten) Apostelgeschichte. Carrère folgt der kirchlichen Tradition

so weit, dass er in Lukas einen Paulus-Schüler erkennt. Die historisch-kritische Exegese hat dieses Bild zwar ins Reich der Legende verbannt, weil

Mit der Texttreue geht auch der Geist verloren, der sich im Buchstaben birgt.

Lukas zu harmonisch und zu katholisch sei. Aber dieser Gegensatz ist selbst eine protestantische Projektion des 19. Jahrhunderts, die nicht zu erklären vermag, weshalb Paulus neben Petrus der zweite Held in der lukanischen Fortsetzungsgeschichte ist und weshalb Paulus Schule gemacht hat, gerade dort, wo die frühe Kirche beginnt, Institutionen auszubilden und theologisch zu begründen.

Carrère traut allerdings dem biblischen Kanon nicht und glaubt nicht, dass in den Spannungen zwischen Petrus und Paulus, zwischen Jerusalem und Rom, zwischen Geschichten und Bekenntnissen die Erinnerung an Jesus geschärft worden sei. Der Schriftsteller erfindet vielmehr eine Überlieferungsgeschichte, die kritisch sein soll, aber ein Vorurteil kolportiert, das tief im 19. Jahrhundert nistet. Danach ist es Paulus, der Jesus zum Christus gemacht habe; der Apostel sei der Erfinder eines Mythos, der durch die Konzentration auf den Tod und die Auferstehung Jesu eine ungeheure Dynamik, einen tiefen Ernst, aber auch ein starkes Gift dem Christentum eingepflicht habe. Sein Name: Glaube; sein Mittel: Opfer; sein Versprechen: Seligkeit.

Dieses Narkotikum habe Lukas – und „Ich“, Emmanuel Carrère – eingesogen, weil es so gut zu tun scheint. Lukas aber sei – in Rom, durch Kontakt mit Petrus-Leuten – allmählich auf die Idee gekommen, dass da doch einer gelebt haben muss, bevor er gestorben und (vielleicht) auferstanden ist. Der Autor des modernen Buches folgt dem Weg, den er den Evangelisten gehen lässt. Lukas habe, sozusagen im Rücken des Paulus, vor allem nach seinem Tode, Erkundigungen eingezogen, vielen zugehört und schließlich sein eigenes Evangelium geschrieben, besser als und nicht so jüdisch wie Markus, zusammenhängender als die Redenquelle. In diesem Evangelium finden sie die Highlights der Weihnachtsgeschichte, des barmherzigen Samariters und des verlorenen Sohnes, die am meisten zur Popularität Jesu beigetragen haben, auch bei denen, die nicht an den Christus glauben.

Phantastische Bilder

Nicht, dass Carrère nicht schön erzählen könnte: von der Begeisterung seines Paulus wie vom Charme seines Lukas, von der Fähigkeit seines Apostels, sich Philosophen und Barbaren verständlich zu machen, und von der Kraft seines Evangelisten, die Herzen für Jesus zu öffnen.

Mehr noch: Carrère tut alles, um sein Bild plausibel erscheinen zu lassen – zwischen Arm und Reich, Juden und Römern, Männern und Frauen. In der Tat: So könnte alles gewesen sein, so würde alles wunderbar zusammenpassen – wenn nur der Bibeltext nicht wäre, die der Autor konsultiert, und die Geschichte, die er ins Gedächtnis ruft. Die Herzergüsse seiner frühen Kommentare sind bei aller Sentimentalität wenigstens noch am Text des Johannesevangelium orientiert. Mit der Texttreue des „späten“ Carrère ist es nicht weit her. Dass er ganze Bibelpassagen falsch zuordnet, lässt sich auf das Konto dichterischer Freiheit buchen. Aber – um nur die strahlenden Lieblingstexte zu nehmen: Was ist mit der Auferstehung der Toten im Gleichnis vom verlorenen Sohn? Was ist mit der Einheit von Gottes- und Nächstenliebe beim barmherzigen Samariter? Was ist mit dem Zusammenhang zwischen der Ehre, die Gott in der Höhe erwiesen wird, und dem Frieden auf Erden im Weihnachtsevangelium?

Carrère traut nicht den Texten und ihrer Verheißung, sondern seinem Agnostizismus. Er weiß das – er sagt es wieder und wieder. Aber mit der Texttreue geht auch der Geist verloren, der sich im Buchstaben birgt. Wenn Lukas am Ende Paulus dementiert, wie Carrère meint: Warum lässt er ihn dann so viel tun, was Jesus getan, und so viel reden, wie Jesus geredet hat? Das letzte Wort des Predigers Paulus, das Lukas überliefert, heißt: Reich Gottes (Apg 28,31) – wie der Titel des Romans und das wichtigste Wort Jesu im Evangelium, das einzige, das vom Auferstandenen als Inhalt seiner österlichen JüngerKatechese überliefert wird (Apg 1,3). Warum ist es nicht eine antike Gottheit, sondern ausgerechnet Jesus von Nazareth, der Paulus auf dem Weg nach Damaskus mit der Frage konfrontiert: „Was verfolgst du mich?“ (Apg 9,4)? Warum beginnt Paulus im Römerbrief mit dem Bekenntnis zum Davidsson als Gottessohn (Röm 1,3f.)? Warum stellt er ihn am Ende als „Diener der Beschneidung“ vor, der die großen Verheißungen Gottes wahrmacht (Röm 15,8)? Weshalb deutet er das Kreuz als äußerste Hingabe und die Auferstehung als Begründung einer bleibenden Gegenwart zugunsten

aller, die auf Gottes Liebe angewiesen sind (Röm 8,31-39)?

Nicht dass es keine Trends in der heutigen Bibelwissenschaft gäbe, die in Carrères Richtung wiesen. Aber die eigentliche Provokation des Neuen Testaments besteht darin, dass Jesus wirklich der geliebte Sohn Gottes gewesen ist, der – wie Paulus es formuliert – nicht „sich selbst zu Gefallen“ gelebt hat, sondern als derjenige, den die „Schmähungen (...) getroffen“ haben, die Gott haben treffen sollen (Röm 15,3 – Ps 69,10). Carrère entzieht sich dieser Frage: aus höchst sympathischen, höchst nachvollziehbaren, höchst vernünftigen Gründen, die aber weder Paulus noch Lukas gerecht werden, ganz zu schweigen von Jesus.

Harte Fakten

Geht es anders? Der französische Philosoph *Alain Badiou* (geboren 1937), ein Marxist, hat an der Bekehrung des Paulus die Kategorie des Ereignisses festgemacht: die Möglichkeit, dass es mitten im Leben eine echte Wende geben kann, einen Tod des Alten und eine Geburt des Neuen (Saint Paul, Paris 1997). Im Falle von Paulus ist es nicht ein Religionswechsel, vom Judentum zum Christentum etwa. Es ist vielmehr das Abschwören einer Gewalt, die im Namen Gottes heilig sein soll, aber Sünde ist, weil sie die Gerechtigkeit Gottes für sich selbst reklamiert (Phil 3,7–14); es ist die Hinwendung zu einer Friedensmission, die nicht über die Abgründe des Lebens hinweggleitet, sondern sie ausleuchtet, weil die Liebe Gottes so weit reicht (Phil 4,17). Badiou sieht bei Paulus den revolutionären Gedanken, dass ein Opfer religiös-politischer Gewalt als Erlöser verkündet wird, der im Prozess der Versöhnung die tödliche Macht der Sünde nicht unsichtbar macht, sondern aufdeckt, und nicht ablenkt, sondern auf sich nimmt, sodass der Tod stirbt, weil er ins ewige Leben verwandelt wird (Phil 2,6–11). Badiou sieht auch, dass im Kreuzestod des Gottessohnes eine neue Identität begründet wird, ein Statuswechsel für die Unterdrückten, ein neues Bürgerrecht für alle, die sich von diesem Jesus retten lassen wollen (Phil 3,20).

Im Frankreich dieser Tage, Wochen, Monate und Jahre werden viele denken, Renans Parfüm sei immer noch besser

als das Öl, das die religiösen Fundamentalisten ins Feuer gießen. Wer wollte widersprechen, nach den Anschlägen auf „Charlie Hebdo“ und den jüdischen Supermarkt, nach den Toten von Saint Denis und im „Bataclan“, nach der Todesfahrt am Nationalfeiertag in Nizza und nach der Ermordung des Priesters *Jacques Hamel* am Altar der Kirche Saint-Étienne-du-Rouvray? Aber gibt es nur diese Alternative? Was ist mit dem reinen Wein, den Jesus im Abendmahlssaal seinen Jüngern eingeschenkt hat? Was ist mit einer heißen Gottesliebe, die nicht wie ein Flammenwerfer eine blühende Landschaft verbrennt, sondern wie die wärmende Sonne ein Herz aus Eis auftauen lässt? Leben wie Gott in Frankreich – und sterben wie Gott in Frankreich: in einem Land, das sich als älteste Tochter Roms bezeichnen lässt, aber unter einer laizistischen Regierung keinen öffentlichen Diskurs über Religion führt, ist die Harmlosigkeit, die Carrère ausströmt, beunruhigend. Sie vermittelt nichts von dem, was Religion heiß und innig macht, faszinierend und gefährlich, verheißungsvoll und versucherisch.

Patrick Roth, der in seinem Josephsroman „Sunrise“ (2012) zeigt, wie die offenen Stellen der biblischen Evangelien das Geheimnis des Glaubens zum Leuchten bringen (vgl. HK, Februar 2013, 102–106), erinnert an den Psychoanalytiker *Carl Gustav Jung* (1875–1961) und seine Antwort auf den amerikanischen Schriftsteller *Upton Sinclair* (1878–1968), nachdem der ihm sein Buch „A Personal Jesus“ (1952) zugesandt hatte: „Sie entwerfen das ausgezeichnete Bild eines durchaus denkbaren religiösen Lehrers, aber Sie vermitteln kein Verständnis dessen, was das Neue Testament zu erzählen sucht: das Leben, das Schicksal und die Wirkung eines Gottmenschen, an den wir als eine göttliche Offenbarung zu glauben aufgefordert sind“. Nach Jung wäre es aber gerade „unsere Aufgabe“, das zu verstehen, was „mit einem ‚Gottmenschen‘ gemeint war“ (Briefe II, 2012, 304). Wie glücklich auch immer der Begriff „Gottmensch“ ist: „Unsere“, das heißt die Aufgabe der Literatur und der Psychologie, auch der Philosophie und nicht zuletzt der Theologie wie der Exegese, wäre es, zu erforschen, wie unendlich nahe Gott in Jesus den Menschen kommt. ■